

Alexandra Schechtmann · Anatoli Uschomirski

Unsere Sehnsucht

nach
Frieden

Glaube und Einheit inmitten des Ukraine-Kriegs
Mut machende Perspektiven

SCM

Hänsler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2023 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Soweit nicht anders angegeben,
sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006
SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen.
Außerdem wurde verwendet:
Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart. (LUT)

Lektorat: Christina Bachmann
Umschlaggestaltung: Sybille Koschera, Stuttgart
Titelbild: @ adobe stock, korop58
Autorenfoto: © Alexandra Schechtmann
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6182-4
Bestell-Nr. 396.182

INHALT

Vorwort: Auf einmal ist alles anders	7
Kriegsbeginn	9
Flucht nach Deutschland	21
Wir rücken zusammen	28
Bangen um Leonid	39
Der neue Alltag	53
Corona und Gottes wundersames Wirken	60
Wieso Deutschland?	72
Enttäuschungen begegnen	81
Die eigene Position finden	94
Alles Russen oder was?	110
Neue Türen – neue Wege	117
Bleiben oder gehen?	128
Fluchterfahrungen	143
Sommerurlaub	150
Ist Versöhnung möglich?	156
Nachwort: Wir sind Familie	171
Danksagung	174
Anmerkungen	175



KRIEGSBEGINN

Alexandra

Der Morgen des 24. Februar 2022 beginnt wie ein gewöhnlicher Wintertag.

Nachdem unser Sohn einen Magen-Darm-Infekt aus dem Kindergarten mitgebracht hat und alle ihn mittlerweile hatten, erwischt es nun auch mich. Mit fiesen Magenschmerzen verkrieche ich mich auf die Couch, wo ich vorhabe, den Rest des Tages zu verbringen.

Ich starte Instagram und plötzlich springen mir Bilder von brennenden Gebäuden entgegen. Zunächst bin ich mir sicher, dass es der Nahe Osten sein muss. Ich bin daran gewöhnt, dass es dort immer wieder zu Unruhen kommt. Dann sehe ich ein Foto, auf dem sich Menschen auf dem Boden einer Metrostation zusammenkauern. Sie sind so viele, dass kein Stück Boden zu sehen ist. Aber ich erkenne die gewölbten Decken und die Kronleuchter – das ist Kiew! Und nun weiß ich: Meine Geburtsstadt steht unter Beschuss!

Schon seit Wochen ist vom angespannten Verhältnis zwischen Russland und der Ukraine berichtet worden, aber so richtig hat

keiner an einen Krieg geglaubt. Noch am Tag zuvor habe ich eine kurze Reportage dazu gesehen, die den einfachen Titel trug: *Warum Putin die Ukraine nicht in Ruhe lässt*. Darin hieß es, dass die Grenze zwischen beiden Ländern die längste seit Ende des Kalten Krieges sei. Russland habe im Jahr 2014 unrechtmäßig die Halbinsel Krim annektiert und seitdem bestünde ein angespanntes Verhältnis zwischen den Nachbarländern. Es gebe Menschen an dieser Grenze, die lieber in Russland lebten, und andere, die lieber in der Ukraine lebten. Das Ganze hörte sich nach einem verhältnismäßig einfachen Maschendrahtzaun-Nachbarschaftsstreit an, den man mit Zugeständnissen auf beiden Seiten schlichten könnte. Und es hörte sich ewig weit weg an.

Ich kenne die wunderschönen Hügel und Lagunen der Krim aus meiner Kindheit. Jeden Sommer habe ich mit meinen Eltern unberührte Orte besucht, Felsen erklommen und bin im azurblauen Meer geschwommen. Damals war es nicht schwer, einen abgelegenen Strand zu finden, um die Einsamkeit der Natur genießen zu können. Ich habe schon öfter darüber nachgedacht, meinen Kindern dieses Stückchen Erde zu zeigen. Dass das seit Jahren nicht mehr ohne Weiteres möglich war, habe ich nur als Information abgespeichert, aber kaum darüber nachgedacht. Es gab zu viel auf »unserer« Seite der Welt zu entdecken. Europäische Strände waren ein guter Ersatz dafür und der Verlust der Krim schien mir nicht allzu groß zu sein.

Aber das, was ich nun sehe, hat nichts mehr mit der weit entfernten Krim zu tun. Noch kurz zuvor schrieben ukrainische Medien, dass es sich um einen reinen Informationskrieg

handele. Man rief die ukrainischen Bürger auf, ruhig zu bleiben und den Drohungen vonseiten Russlands nicht nachzugehen. Doch was wir alle für unmöglich gehalten haben, hat die russische Regierung nun in die Tat umgesetzt: am frühen Morgen des 24. Februar 2022 hat Präsident Putin den Befehl für einen Blitzüberfall auf die Ukraine gegeben. Er nennt es eine »spezielle Operation zur Entnazifizierung des Landes und zum Sturz des neofaschistischen Regimes der Ukraine«. Bomben schlagen in vielen ukrainischen Städten ein und töten Zivilisten, in der Hauptstadt Kiew brennen zahlreiche Gebäude.

Sofort wähle ich die Nummer meiner Cousine Olga in Kiew und stelle die Frage, die ich in den nächsten Tagen sehr oft werde stellen müssen: »Wie geht es euch, wo seid ihr?«

Sie sind zu Hause, packen aber gerade ihre Sachen und wollen aufs Land fliehen, irgendwohin Richtung Westen. Olga erzählt, wie sie um fünf Uhr morgens von einem lauten Knall geweckt wurde und die Welt nicht mehr verstand. »Was packt man für eine Flucht ins Ungewisse?«, fragt sie mich und ihre Stimme bricht. Ich höre, wie sie versucht, die Tränen zu unterdrücken.

Ich versuche, sie zu beruhigen, sage, dass das ein Versehen sein muss, dass ein Krieg zwischen zwei verbrüdertern Völkern unmöglich sei. Sie schweigt und ich begreife schnell, dass meine Worte aus Deutschland, aus meiner sicheren Wohnung, von meiner kuscheligen Cordcouch aus fehl am Platz sind.

Olga fragt mich, wie es uns geht, und ich berichte von unserem Alltag. Ich erzähle, wie ich am Nachmittag das eine Kind in

den Schwimmverein bringen muss, während das andere zum Turnen will, wie stressig und vollgepackt unser Alltag ist.

Sie antwortet: »Wie schön, all die normalen Unternehmungen, die wir die letzten Tage auch gemacht haben! Ich wünschte, ich hätte diesen Freizeitstress wieder, statt hier zu sitzen und nicht zu wissen, wohin.«

Ich schäme mich. Ich schäme mich, weil mir trotz der Bilder der Ernst der Lage nicht bewusst geworden ist, weil mir Anteilnahme noch zu früh erschienen war und ich alles durch die Brille meines vermeintlich sicheren Lebens gesehen habe. Wir verabschieden uns und ich versinke in weiteren Nachrichten und Posts.

Es wird von Bombenanschlägen in Kiew, Charkiw, Odessa, Dnipro und all den anderen geschichtsträchtigen, alten Städten berichtet. Ich habe keine Ahnung, was passieren wird. Bei Instagram wächst die Followerzahl des ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj im Minutentakt. *Wir sind allein bei der Verteidigung unseres Landes. Wer kämpft mit uns? Um ehrlich zu sein, sehe ich niemanden*, lautet der erste Kommentar, der von seiner Seite veröffentlicht wird,¹ und es ist der traurigste, den ich jemals vom Präsidenten eines Landes gehört habe. Ich kann mir nicht vorstellen, wie die Ukraine einen so mächtigen und großen Angreifer wie Russland abwehren soll. Haben sie denn überhaupt eine Armee?

In Kiew leben meine beiden Cousinen mit ihren Familien, mein Onkel und meine Tante. In den letzten Jahren hat sich der Kontakt zu der jüngeren Cousine Olga intensiviert. Olga ist dreiunddreißig Jahre alt und somit sieben Jahre jünger als ich.

Als wir am 16. Juni im Jahr 1992 am Kiewer Hauptbahnhof in den Zug stiegen, um ein neues Leben in Deutschland zu beginnen, war Olga zwei Jahre alt. Wir schrieben uns nicht und den Besuch in unserer Heimatstadt konnten sich meine Eltern über viele Jahre nicht leisten. Beim nächsten Treffen in Kiew war Olga neun und ich sechzehn Jahre alt. Wir verbrachten zwei schöne Urlaubswochen dort, schwammen gemeinsam im Fluss Dnjepr, schleckten Eis auf den grün bewachsenen Hügeln und aßen unendlich viel *Kiewskij Tort*, eine sogenannte Kiewer Torte, die bis heute nach einem Geheimrezept hergestellt wird.

Nach dem Urlaub kehrte ich in mein Leben hier in Deutschland zurück. Ich war beschäftigt mit dem Abitur, dann dem Studium, dann meiner Hochzeit. Olga war zwar eingeladen, konnte aber aufgrund der finanziellen Situation nicht kommen. Nachdem Facebook die sozialen Medien im Alltag etabliert hatte, fand ich sie dort. Sie hatte ein einziges Bild ausgestellt. Es war das Bild von ihrer Hochzeit. Sie trägt darauf einen wunderschönen blauen Blumenkranz, der das Blau ihrer Augen betont, und sieht wunderbar ukrainisch aus. Ihren Mann sah ich auf dem Bild zum ersten Mal und auch er trug einen passenden, legeren Anzug und hatte einen wunderbaren Lockenkopf. Und sie war schwanger. Zur gleichen Zeit wie ich. Unsere Töchter kamen im Abstand von sechs Wochen zur Welt. Ab da schrieben wir uns häufiger. Wir tauschten uns zu Babythemen aus und gaben mit Meilensteinen unserer Babys an. Zwei Jahre

später beschloss ich, sie an Silvester zu besuchen. Silvester ist das wichtigste Fest der Sowjetunion und ich erhoffte mir von diesem Besuch, all die Lieder, die Speisen und Orte aus meiner Kindheit wieder zu hören, zu schmecken und zu sehen. Es wurde eine unvergessliche Woche. Unsere Männer verstanden sich auf Anhieb sehr gut und wir verbrachten wunderschöne Feiertage. Unsere Tochter liebte *Kiewskij Tort* genauso sehr wie ich.

Spannend war auch die Kommunikation, denn vor dreißig Jahren, als ich noch in Kiew gelebt hatte, hatte kaum jemand in der Stadt ukrainisch gesprochen. Damals war die Sowjetunion erst wenige Monate zuvor zerbrochen und die neue, ukrainische Identität musste noch wiedergefunden werden. Ich hatte zwar mit meinen neun Jahren Ukrainisch als erste Fremdsprache in der Schule gelernt, aber kaum etwas sagen können.

Da mein Mann auch aus Kiew stammt, beschlossen wir bei der Geburt unserer Tochter, sie zweisprachig zu erziehen. Ich sollte deutsch mit ihr sprechen und er russisch, weil er aufgrund seiner späteren Auswanderung aus Kiew das Russische besser beherrschte als ich. Weil sie aber die meiste Zeit doch mit mir oder im Kindergarten verbrachte, war ihre Muttersprache eindeutig Deutsch. Russisch hörte sich bei ihr meistens eher gebrochen an mit einem starken, deutschen Akzent.

Aber diese sprachliche Barriere schien für die Mädchen im Urlaub kein Problem zu sein. Sie spielten miteinander und wenn mal ein Wort nicht verstanden wurde, gingen sie zur Zeichensprache über. Für uns Erwachsene war es auch nicht schwie-

rig, aber sobald mein Mann und ich beschlossen, die Stadt auf eigene Faust zu erkunden, stießen wir an unsere sprachlichen Grenzen. Es wurde überall ukrainisch gesprochen. Wir konnten zwar einiges verstehen, doch bei Weitem nicht alles. Wir setzten uns in ein Taxi und unterhielten uns. Beim Ausstieg sprach uns der Taxifahrer aus Neugierde an. Er konnte uns trotz unseres Russisch keinem Land zuordnen. Unsere Art zu sprechen hörte sich weder russisch noch ukrainisch an und er fragte sich, woher wir seien. Wir lachten gemeinsam über unser deutsches Russisch und verabschiedeten uns von ihm. Aber die Frage blieb wie ein Echo in meinem Kopf: Wer sind wir überhaupt und in welcher Beziehung stehe ich zu diesem Land, das eine Sprache nutzt, die ich nur schwer verstehen kann?



Drei Stunden nach meinem ersten Anruf versuche ich, Olga zu erreichen. Sie geht nicht ans Telefon. Ich fragte mich, wo sie derzeit wohl ist. Hat sie es heil aus der Stadt geschafft? Ich erinnere mich, dass wir bei unserem letzten Urlaub eine gemeinsame WhatsApp-Gruppe mit unseren Männern gegründet haben: *Fotos in Kiew*. Wir wollten Fotos unserer gemeinsamen Zeit teilen. Ich füge meinen Vater als Teilnehmer hinzu, weil ich mich mit der Situation überfordert fühle.

Kurz darauf bekomme ich einen Anruf von ihm. »Ich denke, dass sie die paar Tage, bis der Angriff vorüber ist, auf dem Land ausharren können«, vermutet er.

Das beruhigt mich etwas. Aber dann drängt sich mir die nächste Frage auf: Ein paar Tage – und was dann? Was passiert, wenn Putins Armee die Ukraine eingenommen hat? Wird dann alles beim Alten bleiben und nur überall russisch gesprochen werden wie schon zu Sowjetzeiten? Das wäre zwar von Vorteil für unsere Besuche. Aber was wird mit dem sympathischen Wolodymyr Selenskyj geschehen? Ich habe ihn immer als sehr authentisch und interessant wahrgenommen.

Schon bevor er zum Präsidenten gewählt wurde, sahen sich mein Mann und ich uns die satirische Fernsehserie *Diener des Volkes* an. Darin spielt Selenskyj einen gewöhnlichen Geschichtslehrer, der überraschend zum Präsidenten der Ukraine gewählt wird und daraufhin die Korruption und all die Missstände bekämpft, die der Ukraine den Weg in die EU versperren. Ob diese Serie für ihn ein erster Schritt in die Politik gewesen ist, sei dahingestellt. Aber all das, was darin beschrieben wird, hörte sich damals für uns zunächst nach einem Märchen an, bis Wolodymyr Selenskyj am 21. April 2019 tatsächlich zum Präsidenten der Ukraine gewählt wurde.

Die Mehrheit des ukrainischen Volkes schien seine Entschlossenheit bei der Bekämpfung der Korruption und seinen Willen, das Land in Richtung Europa und der westlichen Werte auszurichten, zu unterstützen. Olga erzählte mir damals allerdings, ihn nicht gewählt zu haben. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass ein Schauspieler – egal wie begabt – ein Land führen könnte. Man brauchte dafür ihrer Meinung nach eine solide, politische Ausbildung. Selenskyjs erste Amtshandlung

bestand darin, die ukrainische Duma aufzulösen. Er schrieb alle Stellen neu und öffentlich aus, jeder konnte sich darauf bewerben. Er wählte seine Mitarbeiter nach Fähigkeiten und nicht nach Kriterien wie Beziehungen oder Vermögen aus. Ein erster Schritt gegen die Korruption.

Ich erinnere mich an Fotos in der ukrainischen *Vogue*, auf denen er mit seiner Frau und seinen Kindern abgebildet ist. Sie laufen durch ein Feld, alle gelöst und glücklich. Die Familie auf diesen Fotos erinnert mich eher an Popstars als an eine Präsidentenfamilie. Und Selenskyj selbst? Ein sympathischer Mann, der seine Familie sehr liebt – das ist das Bild, das er in der Öffentlichkeit vermittelt. Es drängt sich mir die Frage auf, was aus dieser Familie wird, wenn Putin Kiew eingenommen hat?

Ich wähle erneut Olgas Nummer. Diesmal geht sie ans Handy. »Wir sind im Auto und fahren zur polnischen Grenze«, sagt sie.

Sie berichtet davon, dass »nur« die Flucht aufs Land zu gefährlich sei. Sie müssen schnell sein, weil ihre Wohnung sich in einem Hochhaus am *Levij Bereg* in Kiew befindet. Ich kann mich erinnern, dass die Aussicht aus ihrem Fenster auf den Dnjepr umwerfend ist. Dieses Stadtviertel kann nur über eine Brücke verlassen werden.

»Sollten die Ukrainer die Brücke aus strategischen Gründen sperren oder Russen die Brücke sprengen, sind wir eingekesselt und kommen nicht mehr heraus«, erklärt Olga.

»Fahrt nicht aufs Land, kommt zu uns!«, fordere ich sie auf und erschrecke über mich selbst. Wir haben uns schon vor Jah-

ren dafür entschieden, mitten in der Stadt zu leben. Auf unseren achtundachtzig Quadratmetern fühlen wir uns zu viert wohl, doch wenn noch Flüchtlinge hinzukommen, stelle ich mir das eng vor. Seit Corona arbeite ich meistens mitten im Wohnzimmer, wo ich nach der Arbeit Sport mache, während meine Kinder um mich herum spielen. Wie soll das gehen, wenn andere Kinder da sind, die tagsüber kaum eine Beschäftigung haben werden?

Ich schiebe diese Fragen beiseite und versuche, mich auf Dinge zu konzentrieren, die ich momentan tun kann. Aber was kann ich eigentlich tun? Ich versinke wieder in der Informationsflut über die aktuellen Geschehnisse in der Ukraine.

Anatoli

Als ich am 24. Februar 2022 höre, dass in der Ukraine Krieg ausgebrochen ist, sitze ich erst mal ungläubig mit meiner Kaffeetasse am Frühstückstisch. In meiner Wahrnehmung sind Russen und Ukrainer so fest miteinander verbunden, dass ich die Möglichkeit eines Krieges immer ausgeschlossen habe.

Ich weiß zwar, dass die Halbinsel Krim im Jahr 2014 von Russland annektiert wurde, und ich habe auch gehört, dass es seitdem im Osten der Ukraine Auseinandersetzungen in den selbst ernannten Volksrepubliken Donezk und Luhansk zu geben scheint, aber zugegebenermaßen fühlten sich diese Unruhen doch sehr weit weg an und die Tatsache, dass in Kiew

das Leben all die Jahre bis 2022 wie gewohnt weitergegangen ist, hat mir das sichere Gefühl gegeben, eher einem kleinen Theaterstück zuzusehen als einem echten, sich ausdehnenden und alles verschlingenden Krieg.

Russische Raketen in Kiew – das bedeutet einen Beschuss des Herzens und des Gehirns der Ukraine, da Kiew Regierungs- und Kulturzentrum gleichermaßen ist, und das ist für mich ein Widerspruch in sich. Wieso eigentlich? Während meiner Kindheit, Jugend und auch im Erwachsenenalter in der Ukraine waren beide Völker wie zwei gleichgestellte Brüder einer Mutter, die nicht nur geschlossen den Nazis im Zweiten Weltkrieg die Stirn geboten haben, sondern eine lange und traditionsreiche gemeinsame Geschichte vorweisen können.

Ich denke an Erlebnisse aus den ersten dreiunddreißig Jahren meines Lebens, die ich zwar auf dem Gebiet der Ukraine, faktisch aber im Herrschaftsbereich der Sowjetunion verbracht habe, und würde am liebsten in Erinnerungen versinken, als mich eine WhatsApp-Nachricht aus meinen Tagträumen reißt. Es ist eine Benachrichtigung, dass ich von meiner Tochter zu einer WhatsApp-Gruppe hinzugefügt wurde. Die Gruppe heißt *Fotos in Kiew* und das Gruppenbild zeigt meine Nichte Olga mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern und die Familie meiner Tochter. Das muss ein Foto ihres letzten Besuchs in Kiew sein.

Ich wundere mich, wieso ich nun Teil dieser Gruppe sein darf. Kurz darauf erscheint eine erste Nachricht. *Wo seid ihr?* Meine Tochter will offensichtlich wissen, wo Olga und ihre Familie nun ist. Zu diesem Zeitpunkt weiß ich noch nicht, dass diese Frage uns

die nächsten Tage begleiten wird und eine ganz neue Bedeutung gewinnt. Sie wird sich nicht nur auf den Aufenthaltsort beziehen, sondern die vielen Fragen ersetzen, wo wir Angst haben, sie anzusprechen: Lebt ihr noch? Seid ihr in Sicherheit? Habt ihr genug zu essen und zu trinken? Seid ihr stark genug, um diesen Weg hinter euch zu bringen? Wie fühlt ihr euch?

Olga antwortet, dass sie auf dem Weg seien. Da ich verstehe, dass es ein Vorgespräch gegeben haben muss, rufe ich meine Tochter an, um mich zu erkundigen, wie es aussieht. Und vor allem, um mich über die unglaubliche Nachricht auszutauschen, dass Russen gegen Ukrainer kämpfen. In meiner Vorstellung ist das ein Versehen, eine übertriebene Schlagzeile und womöglich eine Fake-Nachricht, die bald geklärt und vergessen sein wird.

Nach einem kurzen Gespräch mit meiner Tochter gehe ich davon aus, dass Olga womöglich für einige Tage zu uns kommen wird, bis die politischen Verhältnisse in der Ukraine geklärt sind. Als Onkel fühle auch ich mich für sie verantwortlich und die Sorge um sie und ihre Familie verdrängt meine Verwundung und meinen Unglauben über den Angriff Russlands auf die Ukraine.